



BRILL | SCHÖNINGH

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR
WISSENSCHAFTLICHE PÄDAGOGIK
101 (2025) 397–412

VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR
WISSENSCHAFTLICHE
PÄDAGOGIK
brill.com/vfp

Allgemeiner Teil

••

Identität – Transformation – Behinderung

*Interdisziplinäre Perspektiven auf Veränderungsprozesse und Identität in
pädagogischen Zusammenhängen*

Theresa Stommel | ORCID: 0000-0003-3270-0522

Pädagogik und Rehabilitation bei Menschen mit geistiger und
komplexer Behinderung, Department Heilpädagogik und Rehabilitation,
Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland
theresa.stommel@uni-koeln.de

Nadine Dziabel | ORCID: 0009-0006-5439-1221

Heil- und Inklusionspädagogik, Fachbereich Sozialwissenschaften,
IU Internationale Hochschule Erfurt, Erfurt, Deutschland
nadine.dziabel@iu.org

Kristina Musholt | ORCID: 0000-0003-2655-2463

Kognitive Anthropologie, Institut für Philosophie, Fakultät für
Sozialwissenschaften und Philosophie, Universität Leipzig, Leipzig,
Deutschland
kristina.musholt@uni-leipzig.de

Erhalten 30. Oktober 2024 | angenommen 30. Januar 2025 |
online publiziert 18 September 2025

Abstract

Identity – Transformation – Disability: Interdisciplinary Perspectives on Transformation and Identity in Pedagogical Contexts

The article critically examines the concept of narrative identity and related (pedagogical) questions of transformation and education from a philosophical, phenomenological, and educational theory perspective, paying particular attention to aspects of the antinomies of power and social recognition in the context of disability. The aim is to develop an inclusive perspective on identity and education.

Keywords

narrative Identität – Transformation – Behinderung – Anerkennung – Leiblichkeit

narrative identity – transformation – disability – recognition – lived body

1 Einleitung

Diskussionen über Identität und Bildung sind in (erziehungs-)wissenschaftlichen Kontexten kein neues Phänomen. Bei transformatorischen Bildungs-ideen drängt sich aber die Frage danach, wer/was es ist bzw. sein kann, der/das sich in Bildungsprozessen verändert, besonders auf.

Hierauf scheinen bisher vor allem narrative Identitätskonzepte adäquate Antworten zu liefern (Koller 2023). Allerdings weist narrative Identität als Gegenstand von Bildungsprozessen auch Grenzen auf und zeitigt Exklusion, vor allem dann, wenn die Teilhabe an (Narrations-)Kultur ver- bzw. be-hindert wird. Aus diesem Grund nimmt der Beitrag narrative Identitätskonzepte kritisch in den Blick und reflektiert sie vor dem Hintergrund von Behinderung. Dabei soll (sog. geistige) Behinderung im Sinne einer Optik fungieren, um Herausforderungen und Grenzen bzgl. narrativer Identität und ihrer bildungstheoretischen Auslegung sichtbar zu machen. Die daraus erwachsende Problematisierung erfolgt aus philosophisch-phänomenologischer, ethischer, anerkennungs- und inklusionstheoretischer Perspektive. Konkret stellen sich die folgenden Fragen: Wer oder was übernimmt in autobiografischen Narrationen tatsächlich die Autor:innenschaft und wem wird sie zugeschrieben? Inwiefern müssen Aspekte zu Gerechtigkeit und (kollektiver) Verantwortung in den Blick genommen werden – insbesondere dann, wenn Identität im Kontext von Behinderung diskutiert wird? Und welche Identitätsdimensionen

werden in Konzepten narrativer Identität bisweilen wenig berücksichtigt, sind aber grundsätzlich und insbesondere mit Blick auf Behinderung der Diskurs- und Sprachfähigkeit bestimmter Personen bedeutsam?

Im Folgenden werden Identitätskonstitutionen erstens als intersubjektive bzw. soziale Prozesse bestimmt, die zweitens von Machtstrukturen durchzogen sind, und die drittens auf mehr als rein verbalsprachlichen Ausdrucksformen beruhen. Das führt zu der bildungstheoretisch bedeutsamen Konsequenz, dass der Gegenstand von Bildungsprozessen und damit Bildung selbst keiner anthropologischen Engführung unterliegen darf. Der Beitrag zielt somit darauf ab, die bildungstheoretische Perspektive auf narrative Identität mit inklusiver Zielperspektive zu erweitern.

2 Identität und Transformation

Identität kreist um die Frage, »als wer sich jemand unter anderen versteht« (Ricken 2002, S. 318) und beschreibt »eine Konzeption dessen, wer man ist«, eine Art »Selbstverständnis« (Henning 2012, S. 21, Herv. im Orig.) bzw. Selbstidentifizierung. Identität beschreibt also eine »symbolische Struktur«, »die eine mittlere Kontinuität und eine gewisse Konsistenz in den Wandlungen des Lebens oder in der Vielfalt der Welt sichert« (Petzold 1993, zit. n. Dederich 2001, S. 153). Sie ist das kontinuierliche Erleben von »Selbigkeit über Räume und Zeiten hinweg« (Zirfas 2014, S. 567, Herv. im Orig.) und das Erfahren von »Selbstheit« (ebd., Herv. im Orig.), die trotz unterschiedlicher Situationen oder angesichts differenter sozialer Rollen Bestand hat.

Als ursprünglich logisch-philosophischer Begriff wird über Identität seit der Antike diskutiert, wobei seit den 1960er Jahren sozialwissenschaftlich-psychologische Perspektiven dominieren (Langner 2009). Die wohl bekanntesten Theorien stammen von Erikson und Mead (Krappmann 2012). Daran anknüpfend wird Identität häufig als vornehmlich kognitive Struktur reflexiver Selbstbeziehung begriffen. Sprachfähigkeit, Fähigkeit zur Selbstobjektivierung, Erinnerungsvermögen bzw. Gedächtnisfunktionen und ein (reflexives) Bewusstsein vom Selbst sind diesem Verständnis nach notwendige Voraussetzungen personaler Identität (Zirfas 2014). Zudem werden traditionell »Unveränderlichkeit, Vollkommenheit, Einheit, Rationalität und Kontinuität« (ebd., S. 568) mit Identität verbunden. Gleichzeitig besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass sich die Ausbildung von Identität in sozialen Kontexten vollzieht und notwendigerweise der Anerkennung anderer bedarf (Taylor 2021), was besonders in aktuelleren Auseinandersetzungen betont wird. Demnach steht Identität in »einem wechselseitigen Verhältnis zum Anderen und zur

Differenz« (Böhm/Seichter 2018, S. 227). Und Identität sei eben »nicht als eine vorauszusetzende Entität, sondern als das Ergebnis von reflexiven sozialen Identifizierungspraktiken« (Zirfas 2014, S. 567) zu verstehen.

An diese Einsicht anknüpfend weisen v.a. Theorien in der Tradition des Poststrukturalismus darauf hin, dass Identität(en) bzw. deren Herstellungsprozesse von Machtstrukturen durchzogen sind (Butler 2023) und »durch soziale Vorgaben strukturiert und in kommunikativen Handlungen zum Ausdruck gebracht« werden (Liebsch 2013, S. 141). Auch die Annahme, Identität entwickle sich allein im (reflexiven) Bewusstsein, wird mit Blick auf den Begriff der »Körperidentität« zunehmend kritisch diskutiert. Dabei umfasst Körperidentität »nicht nur die (sinnlichen) Wahrnehmungsgrenzen, die emotionalen Erfahrungen (Subjekt), die sozialen Zugehörigkeiten (Soziales), die räumlichen Verortungen, sondern auch die bildlichen Fassungen (Kultur) und die zeitlichen Dimensionen (z.B. Gedächtnis)« (Zirfas 2014, S. 575).

Darüber hinaus betonen seit Mitte der 1980er Jahre v.a. poststrukturalistische Konzepte vor dem Hintergrund steigender Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse die Brüchigkeit von Identität und nehmen eine offene, plurale und vorläufige Identität an (u.a. Keupp 2013). Hoch (2006) proklamiert, dass der »klassische Begriff von ›Identität‹ in postmodernen Gesellschaften »in mehrfacher Hinsicht problematisch geworden« sei (ebd., S. 520). Vielfältige Möglichkeiten der Lebensgestaltung und zunehmende Anforderungen an den Einzelnen führten dazu, »dass von einer weitgehend statischen Identität im Sinne E.H. Eriksons nicht mehr gesprochen werden kann« (ebd.). Nach Liebsch (2013) werden v.a. durch Globalisierung und Digitalisierung »kulturelle und biografische Zugehörigkeiten brüchig – für diejenigen, die Zugang zu diesen Veränderungen haben, auf andere Art und Weise als für diejenigen, die von der Teilhabe an diesen Entwicklungen ausgeschlossen bleiben« (ebd., S. 119). Damit verweist Liebsch zugleich auf Ungleichverhältnisse in Identitätsbildungsvprozessen aufgrund (gesellschaftlicher) Exklusions- bzw. Inklusionspraktiken.

In aktuellen Auseinandersetzungen mit Identität wird zudem das bisher zur Abgrenzung dienende Differentiae ins Innere verlegt. Eine »kontinuierliche Verknüpfung durch psychische Episoden und Erinnerungen [...] über die Zeit hinweg« (Henning 2012, S. 24) reicht für die Herstellung von Identität nicht mehr aus.

Hier knüpfen Konzepte narrativer Identität an. Elemente des Fragmentarischen, der Veränderung und des Indifferenten werden dabei nicht länger als Gegensatz zu bzw. Gefahr für Identität, sondern als deren konstitutive Bestandteile begriffen (Kubitzka 2005). Die identitätstheoretisch bedeutsamen Begriffe *Kontinuität*, *Kohärenz* und *Einheit* werden dabei neu bestimmt (ebd.). So lasse sich etwa Kontinuität »nicht gegen ›Veränderung‹ ausspielen. Personale

Kontinuität bedeutet vielmehr, daß jemand bei allen wechselnden Umständen, denen er ausgesetzt war, bei allen Entwicklungen, die er durchlaufen hat, und bei allen (äußeren und inneren) Veränderungen, die er erfahren, vielleicht erhofft und angestrebt hat, von sich und anderen als dieselbe Person ›identifizierbar‹ ist. [...] Das moderne Denken von Kontinuität *ist* geradezu, so paradox es klingen mag, ein Denken und symbolisches Bearbeiten von Kontingenzen und Veränderung.« (Straub/Renn 2002, S. 19, Herv. im Orig.)

Das Motiv der Veränderung ist ebenso konstitutiv für Bildungsfragen (u.a. Lipkina 2016). Wird Bildung als Veränderungsprozess begriffen, ist zu fragen, wer oder was sich in diesen Prozessen verändert bzw. gleichbleibt. Nach Koller (2023) verändern sich in Bildungsprozessen »Welt- und Selbstbezüge« (S. 44), die wiederum die individuellen »Welt- und Selbstverhältnisse« (ebd., S. 15) bestimmen. Im Fokus der bildungstheoretischen Überlegungen steht damit u.a. die »Transformation individueller Selbstdefinitionen« (Koller 2016, S. 178), kurz: der Identität. Zur theoretischen Annäherung an die Selbstbezüge eignen sich für Koller entsprechend narrative Identitätskonzepte, insofern sie Identität als dynamische Größe anerkennen und auf den Vollzug und das Hervorbringen potenzieller Veränderung durch synthetisierende Praktiken hinweisen.

3 Narrative Identität und Autor:innenschaft

Philosophischen Theorien narrativer Identität zufolge lernen wir, wer wir sind, indem wir die eigene Biografie erzählen und damit zugleich interpretieren, einordnen und so unserem Selbst zu einer gewissen Kontinuität und Einheit, gerade angesichts stetiger äußerer und innerer Transformationsprozesse, verhelfen (u.a. Schechtman 1996; Henning 2009; Crone 2016). Das Konzept der narrativen Identität ist dabei intuitiv nachvollziehbar: »Um eine Vorstellung davon zu bilden, wer man ist, führt man sich oftmals Situationen des eigenen Lebens vor Augen, und identifiziert dabei sowohl Wendepunkte als wiederkehrende Themen.« (Crone 2016, S. 196) Dabei verweisen diese Prozesse der Selbstvergewisserung sowohl auf Konstanten (wie sie beispielsweise in Aussagen der Art ›Ich war schon immer x zum Ausdruck kommen) als auch auf Brüche und Veränderungen (›Im Gegensatz zu früher, zeichne ich mich heute durch y aus‹); es zeigen sich Wiederholungen und Leitmotive. Henning (2009) zufolge folgt die Narration in der Regel dem Prinzip der explanatorischen Einigkeit und Kohärenz: Indem man nur bestimmte Ereignisse und Episoden in die Lebensgeschichte aufnimmt, andere dagegen herauslässt, ist man bestrebt, eine Stimmigkeit zwischen verschiedenen Ereignissen und Ereignisfolgen

herzustellen und aufzuzeigen (Crone 2016). Es handelt sich bei der Narration der eigenen Biografie demnach um ein Sinngebungsverfahren: Indem die Narration gegenwärtig erfahrene Situationen in einen sinnhaften Bezug zu vergangenen Erlebnissen setzt und damit gleichsam einen ›roten Faden‹ der eigenen Lebensgeschichte spannt, werden gerade auch durchlaufene Transformationsprozesse für das Subjekt (und auch für andere) verständlich gemacht. Dabei wird die eigene Narration und damit auch die Identitätsbildung nicht als abgeschlossen betrachtet, sondern eröffnet den Möglichkeitsraum der stetigen Weiterentwicklung. Wenn man nun fragt, wer oder was sich eigentlich in Bildungs- und Transformationsprozessen verändert bzw. gleich bleibt, so kann man diese Frage unter Verweis auf Dennetts (1992) Konzept des »Selbst als Zentrum der narrativen Gravitation«¹ beantworten. Dennett zufolge wird das Selbst also mit dem Protagonisten der eigenen Erzählung identifiziert.

Bildungstheoretisch bedeutsam ist Koller und anderen zufolge neben der Brüchigkeit und Wandelbarkeit auch die sozial-kulturelle Dimension narrativer Identität. So sei das Verhältnis eines Menschen zu sich selber stets »mittels kulturell bereitgestellter Figuren« gestaltet, »die eine Art historisch veränderlicher Grammatik oder Rhetorik des Erzählens bilden, die dem einzelnen Individuum immer schon vorausgeht und dessen Selbstbezug präfiguriert« (Koller 2023, S. 43). Wenn es aber so ist, dass wir in unseren Erzählungen stets auch auf kulturell kanonisierte Erzählmuster zurückgreifen, dann sind diese notwendigerweise machtkritisch zu hinterfragen. Denn die fraglichen Erzählstrukturen weisen immer auch kulturell eingeschriebene Norm-, Wert- und Machtstrukturen auf, die implizit in unsere Identitätsbilder einfließen und damit die Identitätsentwicklung bestimmter Personengruppen auf potenziell problematische Weise limitieren (Keupp 2013; Kraus 2000; Koller 2023).

Darüber hinaus verfügen Personen nicht in allen Momenten ihres Lebens über ein voll artikuliertes biografisches Selbstverständnis – und manche verfügen vielleicht nie über ein solches. So sind etwa sehr junge Kinder sicher noch nicht in der Lage dazu, eine stimmige Geschichte der eigenen Identität zu konstruieren: vielmehr werden sie zunächst in die von der Familie geschaffenen Narrative hineinsozialisiert und erst so überhaupt in die Lage versetzt, in den Prozess der Identitätsbildung einzutreten (Lindemann 2014). Nicht das Subjekt allein ist also Autor:in der eigenen Lebensgeschichte, sondern auch andere Narrative finden Eingang in den Prozess der Selbstvergewisserung. Durch den Abgleich mit den Erzählungen anderer minimiert sich einerseits

¹ Übersetzung der Autorinnen des Originaltitels »The Self as a Center of Narrative Gravity«.

die Gefahr einer ›bloß fiktiven‹ Erzählung: die eigene Erzählung muss in einem intersubjektiven Bezugsrahmen verankert sein und kann durchaus von anderen korrigiert werden (Crone 2016, S. 167f). Die eigene Biografie wird also nicht allein vom Subjekt konstruiert, sondern steht in einem steten Wechselspiel mit den Narrativen enger Bezugspersonen, wie Familienangehörigen, Freunden oder Lehrpersonen. Narrative Identität ist demnach »stets interaktiv eingebettet und auf andere angewiesen« (Koller 2023, S. 43). Andererseits gilt es an dieser Stelle kritisch zu hinterfragen, inwiefern die Ko-Konstruktion unserer biografischen Narrative immer auch Gefahr läuft, das Subjekt auf problematische Art und Weise einzuschränken oder ihm wichtige Aspekte der Anerkennung und Teilhabe zu verwehren. Gerade mit Blick auf etwa die frühe Kindheit, Demenzerkrankungen oder (sog. geistige) Behinderung stellt sich die Frage, wer die Autorität über biografische Erzählungen besitzt und wie man sicherstellen kann, dass diese der jeweiligen Person auch tatsächlich gerecht werden (siehe Abschnitt 4).

Schließlich stellt sich die Frage, ob das Konzept narrativer Identität mit seinem starken Fokus auf Sprache nicht andere Dimensionen der Identitätsbildung ausblendet bzw. ob es auf eine Art und Weise erweitert werden kann, die nicht von vornherein bestimmte Personengruppen von Autor:innenschaft ausschließt. Auch für eine alternative Auffassung, ein Leben ohne die in dieser Form beschriebene Identität müsste keineswegs defizitär sein, könnte im Sinne einer Entpathologisierung des Nicht-Vorhandenseins anstelle einer inklusiven Öffnung des Konzepts plädiert werden. Diese Option soll jedoch an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden.

Stattdessen wird im Folgenden dafür argumentiert, neben sprachlichen Faktoren Aspekte des prä-reflexiven Selbstbewusstseins sowie das leibliche Erinnerungsvermögen stark zu machen (siehe Abschnitt 5). Zudem können auch nicht-sprachlich verfasste Faktoren wie etwa Lebens-, Konsum-, Kleidungs-, Einrichtungs- und Musikstile zur Identitätsbildung beitragen (Kresic 2006).

4 Gerechtigkeitsethische Aspekte im Kontext von Behinderung

Der Einfluss struktureller Bedingungen auf die Identitätsentwicklung lässt sich mit einem Fokus auf das Phänomen ›Behinderung‹ besonders deutlich herausarbeiten. Wird Behinderung als »erkenntnisleitendes Moment für die Analyse der Mehrheitsgesellschaft« (Waldschmidt/Schneider 2007, S. 15) genutzt, wie es die Geistes- und Sozialwissenschaften, insbesondere die Disability Studies, tun, so werden vor dem Hintergrund der Verknüpfung von Behinderung und Identität zahlreiche gesellschaftliche Probleme und Herausforderungen

sichtbar. Dabei rücken insbesondere Fragen der Anerkennung und Teilhabe sowie des Empowerments in den Mittelpunkt, die entscheidend für die Identitätsentwicklung sind.

Im Diskurs der Disability Studies wird Behinderung schon lange in Bezug auf Identität diskutiert. Dabei wird häufig die sogenannte ›Behindertenidentität‹ sowie ein oft damit verbundener ›viktirisierende[r] Identitätsbegriff‹ (Maskos 2022, S. 487) kritisiert. Zum einen wird eine kollektive ›Behindertenidentität‹ skeptisch betrachtet, da sie angesichts der Vielfalt von Beeinträchtigungsformen und Behinderungskonstruktionen wenig greifbar und sinnvoll ist (ebd.), auch wenn sie ihre Funktion als ›strategischer Essentialismus‹ (Spivak 1990) im politischen Kontext nicht gänzlich eingebüßt hat. Zum anderen wird die Fremdzuschreibung einer kollektiven Behindertenidentität auf Basis fähigkeitsbezogener Identitätskonzeptionen abgelehnt. Denn Menschen mit Behinderungen im Vergleich zu einer idealisierten, an Fähigkeiten geknüpften Identitätsvorstellung eine negativ abweichende ›Behindertenidentität‹ zuzuweisen, schreibt sie durch wirkmächtige hegemoniale Strukturen kollektiv als ›Andere‹ fest (Riegel 2016). So unterstreicht auch Carol J. Gill (2001), dass behinderte Menschen gegen stereotype Identitäten ankämpfen müssen, sieht aber ebenso Empowerment-Potenzial in der Identifikation mit anderen behinderten Menschen. Ihr Konzept des ›coming out‹ (Gill 1997) bietet einen Weg, Behinderung als positiven Teil der eigenen Identität anzuerkennen, und macht deutlich, dass Identitätsentwicklung auch ein Bildungsprozess ist, der durch pädagogische Ansätze wie ›Kompetenzdialoge, stärkenorientierte Biographiearbeit und lösungsorientierte Ansätze‹ (Schuppener 2011, S. 217) unterstützt werden kann. Dies zeigt, dass Identitätsentwicklung nicht nur eine persönliche, sondern auch eine gesellschaftliche Aufgabe und damit eine Frage sozialer Gerechtigkeit ist. Kritiker:innen weisen vor diesem Hintergrund eine Identitätskonstruktion verstanden als individuell zu erbringende ›Leistung in Form eines selbstreflexiven, bewussten Prozesses‹ (ebd., S. 210) ab und betonen, dass ›jedes Individuum [...] seine einzigartige ›Identitätsbiografie‹ unabhängig von kognitiven Fähigkeiten [entwickelt] und [...] unterschiedliche Identitätszustände quantitativ und qualitativ verschieden [erlebt]‹ (ebd., S. 212).

Die Wechselwirkungen von Behinderung, gesellschaftlichen Strukturen und Identitätsentwicklung erfordern somit eine kritische Reflexion, insbesondere im Hinblick auf soziale Abhängigkeit und eingeschränkte Teilhabe (Jeltsch-Schudel 2011). Koller (2023) betont, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse Identitätsentwicklung limitieren. Der aktuelle Bundesteilhabebericht (BMAS 2021) zeigt erneut, dass Menschen mit Behinderung oft vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen sind, was ihren Zugang

zu wesentlichen identitätsstiftenden Sphären einschränkt und somit ihre Identitätsentwicklung erschwert und zu mangelnder Anerkennung führt (Planger/Schönwiese 2013). Trotz vieler Fortschritte sind Menschen mit Behinderung, insbesondere Menschen mit sog. geistiger Behinderung, weiterhin stark von Institutionalisierung, Fremdbestimmung und Exklusion betroffen. Der gesellschaftliche Rahmen, innerhalb dessen Menschen mit Behinderung sich selbst und die Welt sowie ihr Verhältnis zu ihr verstehen sollen, ist also kleiner. Es zeigt sich außerdem, dass das »zur-Sprache-Kommen einer noch stummen Erfahrung« (Boger/Brinkmann 2021, S. 22) in Bezug auf die eigene (narrative) Identität, das eigene Selbstverständnis oder auch das Selbstgewahrsein vor dem Hintergrund von (sog. geistiger) Behinderung durch bestehende diskursive Rahmungen und Machtverhältnisse behindert wird. In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, dass das Fehlen von Möglichkeiten, narrative Identität jenseits der Verbalsprache zu entwickeln, eine Form von struktureller Diskriminierung darstellt. Viele Räume zur Entwicklung und Artikulation von Identität bleiben also verschlossen, nicht aufgrund individueller Defizite, sondern wegen Barrieren und Diskriminierungen, die eine »nachhaltige Be-Hinderung bei der Bewältigung von (identitären) Entwicklungsaufgaben« (Schuppener 2011, S. 214) darstellen. Deutlich wird hierbei folgendes: »Wenn ›Behinderung‹ ein sozialer Prozess ist, der auch auf verschiedene gesellschaftliche Faktoren zurückzuführen ist [...], dann sind der Biographiearbeit und anderen bei den betroffenen Individuen ansetzende Unterstützungsansätzen Grenzen gesetzt. Politisch und ökonomisch bedingte Lebensverhältnisse und Lebenswirklichkeiten lassen sich nicht alleine durch pädagogische oder therapeutische Beziehungsprozesse verändern« (Dederich 2001, S. 158).

Das verweist auf eine kollektive Verantwortung für Identitätsentwicklungsprozesse, die viel deutlicher auch als eine Frage der Gerechtigkeit betrachtet und diskutiert werden muss.

5 Leibliche Identitätsdimensionen

Daneben ist kritisch zu bedenken, dass sich Identität nicht ausschließlich in verbalsprachlichem Handeln konstruiert bzw. der Begriff der Sprachlichkeit nicht auf Verbalsprache reduziert werden kann. Die allgemeine Bedeutsamkeit leiblicher Identitätsdimensionen lässt sich im Kontext von (sog. geistiger) Behinderung besonders prägnant zeigen.

Das hier fokussierte Leib-Verständnis schließt u.a. an die Arbeiten des französischen Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty an, der in Anlehnung

an Edmund Husserl die Dichotomie von Körper und Geist über den fungierenden Leib aufzulösen versucht. Aus phänomenologischer Perspektive spielt der als Wahrnehmungsorgan, Ausdrucksmedium und Grundbedingung (inter-)subjektiver Beziehung fungierende Leib für Identität eine entscheidende Rolle (u.a. Gugutzer 2002). Fuchs (2018) beschreibt »personales Selbstsein« daher als »wesentlich lebendig und leiblich« (ebd., S. 49). (Leibliche) Identität ist freilich weder vollständig noch unversehrt. Identität lässt sich vor phänomenologischem Hintergrund (wie auch in narrativen Konzepten) als brüchig und vorgängig begreifen und beschreibt die ständige Integration von Fragmenten.

Die Leiblichkeit des Menschen lässt sich zum einen als »Ausgangspunkt der personalen Identität« (Gugutzer 2002, S. 127) verstehen, insofern sich über den Leib im Sinne einer vorbegrifflichen Perspektivierung (im Zur-Welt-Sein) ein »präreflexives Selbstbewusstsein« konstituiert (Musholt 2018). Der Leib ist als »Nullpunkt der Orientierung [...]« (Husserl 1952, S. 158) Ursprung für ein »Gefühl der Meinigkeit« (Zahavi 2005, zit. nach Musholt 2018, S. 144) in Relation zur Welt. So ist der fungierende Leib stets »auf sich selbst bezogen« (Waldenfels 2000, S. 43), wobei er sich der vollständigen Verfügbarkeit entzieht (Meyer-Drawe 1993). Durch die Selbstbezüglichkeit entsteht ein Bewusstsein vom Selbst, das (noch) nicht begrifflicher Natur sein muss und zugleich den Ursprung jeder weiteren »Selbstbezugnahme« (Musholt 2018, S. 140) darstellt. Als Nullpunkt konstituiert der Leib im Raum Orientierung, es entsteht eine »place identity« (Waldenfels 1985, S. 196) in Relation zur Welt.

Zum andern ist der Leib »Ausdrucksmedium« (Alloa 2022, S. 15) bzw. »Medium der Selbstdarstellung« (Waldenfels 2000, S. 210) und damit für Identitätskonstruktion bedeutsam. Über den Leib konstituiert sich die Erfahrung von Kohärenz als »Merkmal eines jeden (!) Menschenleben, also auch des Menschen, der keine kohärente Geschichte sprachlich zum Ausdruck zu bringen vermag« (Völkel 2017, S. 82). Die »Ausdruckssphäre« des Leibes (Waldenfels 2000, S. 230, Herv. im Orig.) ist nicht allein von der Sprache her aufgebaut und auch das Medium des Ausdrucks ist nicht »ausschließlich an die Sprache, an die Schrift oder an das Wort gebunden [...]« (ebd., S. 230). Kohärenz ließe sich folglich durchaus auch über leiblichen Ausdruck herstellen. (Leiblicher) Ausdruck ist ein schöpferischer Akt bzw. stiftender Vollzug (ebd.). Das heißt, in der leiblichen (ebenso wie in der sprachlichen) Gestaltungskraft wird etwas im Sinne eines »schöpferischen Ausdrucks« (Waldenfels 1995, S. 110) hervorgebracht: »Leibliche Kreativität und die sprachliche Gestaltungskraft verbinden dasselbe grundlegende Merkmal, nämlich die Tatsache, dass in ihrem aktiven Vollzug etwas hervorgebracht wird, das in der reinen Reflexion ihrer analytischen Komponenten nicht zu finden ist.«

(Alloa 2022, S. 29) Dabei sind Sprache und Leib keine voneinander getrennten Bereiche. Jeder Sinn ist leiblich-sinnlich fundiert und lässt sich auch ›nachträglich‹ niemals vollständig sprachlich einholen. Sinngebung in der Narration der eigenen Biografie als kohärente Geschichte vollzieht sich demnach immer auch (und möglicherweise ausschließlich) leiblich-kreativ über die »Sprachlichkeit des Leibes« (Unger-Rudroff 2020, S. 99), das heißt über leib-körperliche Sprach- bzw. Ausdrucksdimensionen und drückt sich z.B. in Gestik, Mimik, in Emotionen etc. aus.

Nicht nur Kohärenz, auch Kontinuität lässt sich über die Leiblichkeit begründen. Nach Fuchs (2018) »[beruht] [d]ie grundlegende Kontinuität der Person [...] auf der leiblichen Selbstvertrautheit des Subjekts: dem prä-reflexiven Selbstempfinden [...]. Und sie beruht [...] auf dem leiblichen Gedächtnis, d.h. auf einer gewachsenen, im Leibgedächtnis sedimentierten und als solcher implizit immer gegenwärtigen Geschichte« (ebd., S. 55). Der Leib ist »ein Gedächtnisraum« (Zirfas 2014, S. 575), in dem sich Erfahrungen sedimentieren. In der kontinuierlichen Verleiblichung unserer Existenz werden vergangene und gegenwärtige Erfahrungen verbunden, ohne dass daran notwendigerweise »autobiographisches Erinnern oder Wissen über die eigene Person gebunden« ist (Fuchs 2018, S. 51).

Und schließlich lässt es das Motiv der Leiblichkeit zu, auch die soziale Dimension (narrativer) Identitätskonzepte in den Blick zu nehmen. Im Leib verstricken sich Eigenes und Fremdes. Jeder Selbstbezug ist zugleich Fremdbezug, weil der Anlass des Bezugs zum Selbst im Anderen liegt. Dabei impliziert die Synchronität von Fremdbezug und Selbstbezug immer auch eine gewisse Fremdheit im Selbst (Waldenfels 2000). Gestützt werden Selbstbezug und Fremdbezug im gemeinsamen Weltbezug, der sich in einer Zwischenwelt, in der ›Zwischenleiblichkeit‹, verorten lässt. Mit Blick auf (narrative) Identitätskonzepte lässt sich diese Zwischenwelt auch aus einer Phänomenologie der Geschichten heraus beschreiben. Nach Schapp (2012) erfolgt »[d]er einzige Zugang zu uns selbst [...] über Geschichten, in die wir verstrickt sind« (ebd., S. 136). Das ›Zwischen‹ beschreibt Schapp also durch Geschichten und jedes Verstricktsein impliziert notwendigerweise ein Mitverstricktsein des Eigenen im Fremden. Werden Geschichten wie im Konzept narrativer Identität als konstitutiv für Identitätsbildungsprozesse betrachtet, lässt sich über die Phänomenologie der Geschichten bzw. die Verstrickung von Eigenem und Fremdem dafür argumentieren, dass sich nicht nur im Erzählen der eigenen Biografie, sondern auch in fremden Geschichten aufgrund des intersubjektiven Mitverstricktseins Identität ausbilden und entwickeln kann. Darauf macht auch Koller (2023) aufmerksam: Selbstverhältnisse »lassen sich [...] nicht unabhängig vom Verhältnis zu anderen (und zur Welt) erfassen, sondern

sind eingebunden in ein Geflecht aus Anderen- und Weltbezügen» (ebd., S. 43). Damit sei erneut auf die Notwendigkeit der Teilhabe(-möglichkeiten) an Geschichten und damit auf sozial-gesellschaftliche Fragen hinsichtlich Identität verwiesen, die aus phänomenologischer Perspektive wie auch im Kontext narrativer Identitätskonzepte und damit schließlich für Bildung und Transformation bedeutsam sind. Nur angedeutet werden kann an dieser Stelle die oben bereits skizzierte alternative, weil nicht-defizitäre Auffassung eines Lebens ohne die hier fokussierte Form von Identität, die auch in phänomenologischen Schriften und gerade mit Bezug auf den Begriff der Behinderung diskutiert wird. Hier wird Identität etwa im Sinne einer Fixierung als Verkennung problematisiert und deshalb die Nicht-Identität betont (Bedorf/Boger 2022).

6 Konklusion

Zusammenfassend lässt sich mit Blick auf (narrative) Identitätskonzepte und ihre bildungstheoretische Verwendung kritisch einwenden, dass eine grundsätzlich zu attestierende »Leibvergessenheit« (Alloa 2022, S. 11) in Identitätsdiskursen dazu führt, dass wesentliche Aspekte menschlicher Identität vernachlässigt werden bzw. in Vergessenheit geraten können. Damit werden zumindest indirekt bestimmte Mindestanforderungen wie Sprach- bzw. Diskursfähigkeit an Identität gestellt, die aus anthropologischer Perspektive nicht zu rechtfertigen sind, und die in ihrer Konsequenz zu dem Vorurteil führen, Personen, deren verbalsprachlichen Fähigkeiten und Teilhabe am gesellschaftlichen Diskurs beeinträchtigt bzw. behindert sind, seien ohne Selbstbezug, »identitätslos« (Schuppener 2005, S. 32) und damit – mit Blick auf transformatorische Bildungstheorien – letztlich ›bildungsunfähig‹. Darüber hinaus ist zu konstatieren, dass die eigene Biografie bzw. das eigene Narrativ nie allein vom Subjekt, sondern stets in einem sozialen Wechselspiel konstruiert wird. Das impliziert eine kollektive Verantwortung – vor allem hinsichtlich Personengruppen, deren verbalsprachlichen und diskursiven Fähigkeiten eingeschränkt werden/sind. Verantwortung für Identitätsentwicklung als Gegenstand der »Transformation des Welt- und Selbstverhältnisses« (Koller 2023, S. 16) des Individuums darf vor diesem Hintergrund nicht allein den Betroffenen auferlegt werden, sondern muss als kollektive gesellschaftliche Aufgabe verstanden werden. Im Rahmen von Inklusion verweist sie auf die anspruchsvolle Aufgabe von Bildung, die nichts weniger als eine »Neugestaltung der Umwelt als inklusive Gesellschaft« zum Ziel hat (Hinz 2006, S. 5) und damit Inklusionserfahrungen als Teil der eigenen Identität ermöglichen

und eben nicht vorenthalten soll. Entsprechend muss geklärt werden, welche Ressourcen und Anerkennungsformen zur Verfügung stehen müssen, um Anforderungen der Identitätsentwicklung zu bewältigen und wie diese gerecht verteilt werden können (Dederich 2001). Dabei müssen auch Fragen nach Möglichkeitsräumen einer Genese narrativer Identität jenseits von »diskursiv normalisierten Sprachformen« (Boger/Brinkmann 2021, S. 22) diskutiert werden. In der Folge gilt es, gesellschaftlich etablierte Machtverhältnisse und soziale Ungleichheiten anzuerkennen und als Verursacher nicht gelingender Identitätsentwicklung herauszustellen und zu bekämpfen.

Literatur

- Alloa, Emmanuel (2022): Der flektierte Leib oder: Über die Körperlichkeit der Sprache. In: Ahmad Milad Karimi/Maryam Palizban (Hrsg.): Leibverständnis und Leibvergessenheit. Interdisziplinäre Zugänge. Baden-Baden: Karl Alber, S. 11–32.
- Boger, Mai-Anh/Brinkmann, Malte (2021): Zur Phänomenologie der Erfahrungen von Inklusion, Exklusion und Behindert-Werden. In: Menschen: Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten 44/H3–4, S. 21–27.
- Böhm, Winfried/Seichter, Sabine (2018): Wörterbuch der Pädagogik. 17., aktualisierte und vollständig überarbeitete Aufl. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Butler, Judith (2023): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Berlin: Suhrkamp.
- Crone, Katja (2016): Identität von Personen. Eine Strukturanalyse des biographischen Selbstverständnisses. Berlin: de Gruyter.
- Dederich, Markus (2001): Menschen mit Behinderung zwischen Ausschluss und Anerkennung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Dennett, Daniel (1992): The Self as Center of Narrative Gravity. In: Frank S. Kessel/Pamela Cole/Dale L. Johnson (Hrsg.): Self and Consciousness: Multiple Perspectives. Hillsdale/NJ: Lawrence Erlbaum, S. 4–237.
- Fuchs, Thomas (2018): Leiblichkeit und personale Identität in der Demenz. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 66/H1, S. 48–61.
- Gill, Carol J. (1997): Four types of integration in disability identity development. In: Journal of Vocational Rehabilitation 9/H1, S. 39–46.
- Gill, Carol J. (2001): Divided understandings. The experience of disability. In: Gary L. Albrecht/Katherine D. Seelman/Michael Bury (Hrsg.): Handbook of Disability Studies. London: Sage, S. 351–372.
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Henning, Tim (2009): Person sein und Geschichten erzählen. Eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe. Berlin: De Gruyter.
- Henning, Tim (2012): Personale Identität und personale Identitäten – Ein Problemfeld der Philosophie. In: Hilarion Petzold/Martin Sökefeld (Hrsg.): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19–38.
- Hinz, Andreas (2006): Inklusion und Arbeit – wie kann das gehen? In: impulse. Magazin der Bundesarbeitsgemeinschaft für Unterstützte Beschäftigung 39/H3, S. 3–12.
- Husserl, Edmund (1952): Husserliana: Gesammelte Werke. Bd. 4: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie II. Hrsg. von Marly Biemel. Den Haag: Nijhoff.
- Jeltsch-Schudel, Barbara (2011): Identität. In: Heinrich Greving (Hrsg.): Kompendium der Heilpädagogik. Bd. 2: I–Z. Troisdorf: Bildungsverlag Eins, S. 7–16.
- Keupp, Heiner (Hrsg.) (2013): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Koller, Hans-Christoph (2023): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer.
- Koller, Hans-Christoph (2016): Bildung und Biografie. Probleme und Perspektiven bildungstheoretisch orientierter Bildungsforschung. Zeitschrift für Pädagogik 62/H2, S. 172–184.
- Krappmann, Lothar (2012): Identität. In: Dieter Lenzen/Friedrich Rost (Hrsg.): Pädagogische Grundbegriffe 1: Aggression und Interdisziplinarität. Reinbek/Hamburg: Rowohlt, S. 715–719.
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Centaurus: Herbolzheim.
- Kresic, Marijana (2006): Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst. München: Iudicium.
- Kubitza, Thorsten (2005): Identität, Verkörperung, Bildung. Pädagogische Perspektiven der philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners. Bielefeld: transcript.
- Langner, Anke (2009): Identität. In: Markus Dederich/Wolfgang Jantzen (Hrsg.): Behinderung und Anerkennung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 179–182.
- Liebsch, Katharina (2013): Identität und Identifikationen. In: Albert Scherr (Hrsg.): Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe. Wiesbaden: Springer VS, S. 119–125.
- Lindemann, Hilde (2014): Holding and Letting Go: The Social Practice of Personal Identities. Oxford: Oxford University Press.
- Lipkina, Julia (2016): Identität als Voraussetzung für Bildung. Eine qualitative Studie zu Bildungserfahrungen als Frage nach der Ermöglichung von Identität in schulischen und außerschulischen Kontexten. Berlin: LIT.

- Maskos, Rebecca (2022): Identität und Identitätspolitik: Welche Bedeutung haben sie für behinderte Menschen? In: Anne Waldschmidt (Hrsg.): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden: Springer VS, S. 485–500.
- Meyer-Drawe, Käte (1993): Das Ich im Spiegel des Nicht-Ich. In: Bildung und Erziehung 46/H2, S. 195–206.
- Musholt, Kristina (2018): Prä-reflexives Bewusstsein im Kontext von Kognitionswissenschaften: Vom impliziten zum expliziten Selbst. In: Klaus Viertbauer (Hrsg.): Präreflexives Selbstbewusstsein im Diskurs. Freiburg: Karl Alber, S. 140–149.
- Petzold, Hilarion G. (1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien & Methoden einer schulenübergreifenden Psychotherapie. Bd. 1: Klinische Philosophie: Transversale Diskurse. Paderborn: Junfermann.
- Plangger, Sascha/Schönwiese Volker (2013): Bildungsgerechtigkeit zwischen Umverteilung, Anerkennung und Inklusion. In: Markus Dederich/Heinrich Greving/Christian Mürner/Peter Rödler (Hrsg.): Behindern und Gerechtigkeit. Heilpädagogik als Kulturpolitik. Gießen: Psychosozial, S. 55–76.
- Ricken, Norbert (2002): Identitätsspiele und die Intransparenz der Macht. In: Jürgen Straub/Joachim Renn (Hrsg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/Main: Campus, S. 318–359.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.
- Schapp, Wilhelm (2012): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt/Main: Klostermann.
- Schechtman, Marya (1996): The Constitution of Selves. Ithaca: Cornell University Press.
- Schuppener, Saskia (2005): Selbstkonzept und Kreativität von Menschen mit geistiger Behinderung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schuppener, Saskia (2011): Empowerment und Identitätsentwicklung bei Menschen mit Behinderungserfahrungen. In: Wolfram Kulig/Kerstin Schirbort/Michael Schubert (Hrsg.): Empowerment behinderter Menschen. Theorien, Konzepte, Best-Practice. Stuttgart: Kohlhammer, S. 209–221.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): The post-colonial critic: Interviews, strategies, dialogues. London: Routledge.
- Straub, Jürgen/Renn, Joachim (Hrsg.) (2002): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/Main: Campus.
- Taylor, Charles (2021): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Unger-Rudroff, Anna (2020): Bewegung und Musikverstehen: leibphänomenologische Perspektiven auf die musikalische Begriffsbildung bei Kindern. Bielefeld: transcript.
- Völkel, Bärbel (2017): Inklusive Geschichtsdidaktik: Vom inneren Zeitbewusstsein zur dialogischen Geschichte. Frankfurt/Main: Wochenschau.

- Waldenfels, Bernhard (1985): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1995): Deutsch-französische Gedankengänge. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (2007): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung: Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: transcript.
- Zirfas, Jörg (2014): Identität. In: Christoph Wulf/Jörg Zirfas (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 567–577.

Internetquellen

- Bedorf, Thomas/Boger, Mai-Anh (2022): Jean-Luc Nancy (1940–2021) – Ein Mensch mit Behinderung? In: Zeitschrift für Disability Studies 2022/H1. URL: http://zds-online.org/wp-content/uploads/2022/02/ZDS_2022_1_10_Bedorf_Boger.pdf (Datum des letzten Abrufs: 15. Januar 2025).
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2021): Dritter Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen. Teilhabe – Beeinträchtigung – Behinderung. URL: <https://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Broschueren/a125-21-teilhabebericht.html> (Datum des letzten Abrufs: 17. Dezember 2024). [= BMAS 2021].